Nr. 51. 2. Ausgabe. Auflage 100000 täglich. Sonntag, 21. Februar 1909.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8927. Expedition Nr. 4571, Verlag 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Nachschlag 20 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungs- und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 25 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste“ oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter“ je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste“ monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste“ monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Die 16seitige Sonntag-Frühausgabe umfaßt außer der 16seitigen 1. Sonntag-Ausgabe zusammen 32 Seiten. Roman siehe Seiten 27 und 28. Unterhaltungsblatt und Frauenzeitung Seiten 17 und 18. Letzte Seite 25. Standesamtliche Nachrichten siehe 1.

Rängel im Postscheckverkehr.

Das Amtsblatt des Reichspostamts bringt jetzt, nachdem der erste Monat des Postscheckverkehrs abgelaufen ist, eine Uebersicht, wie sich dieser Verkehr gestaltet hat. Natürlich sind nach amtlicher Auffassung die daran geknüpften Erwartungen weit übertroffen worden. „Der Postscheckverkehr hat sich darnach ‚ganz ungemein entwickelt‘ und ‚einen Umfang angenommen, den man nicht vorausgesetzt hatte‘. Wenn das wirklich wahr ist, so zeugt das von einer rührenden Bescheidenheit unsrer Reichspostverwaltung, und man kann nur wünschen, daß Herr Krätke dieselbe Bescheidenheit auch beim Gebührenfordern für Ferngespräche, Telephonieren und was sich sonst noch auf Lager vorfindet, entwickeln möchte. 16 210 Konto-Inhaber haben sich im Januar dem Postscheckverkehr bei den Aemtern der Reichspostverwaltung (also ohne Bayern und Württemberg) angeschlossen, und zwar 3479 beim Postscheckamt Berlin, 2677 in Leipzig, fast genau ebensoviel, nämlich 2672 in Köln, dagegen viel weniger, nämlich 955, in Frankfurt a. M., 1444 in Breslau, 1138 in Karlsruhe, 1126 in Hamburg, 1043 in Hannover und wenigstens, 678, in Danzig. Abgewickelt worden sind 30 345 694 Mk. Gutschriften und 62 352 977 Mk. Lastschriften, so daß sich das Gesamtguthaben der Konto-Inhaber am 1. Februar auf 17 992 047 Mk. beliefe.

Das sind Zahlen, die auf den ersten Anblick groß erscheinen mögen, die aber bei näherem Zusehen sehr stark an Bedeutung verlieren. Zunächst darf man aus den 80,3 Millionen Mark Gutschriften und den 62,3 Millionen Mark Lastschriften nicht etwa auf einen Umsatz von 142,6 Millionen Mark schließen, sondern muß berücksichtigen, daß die Lastschriften bereits in den Gutschriften enthalten sind und daß, von den verhältnismäßig wenigen Fällen der Barrückzahlung abgesehen, jeder Lastschrift eine Gutschrift auf einem andern Konto entspricht. Es bleibt also bei einem Umsatz von 80,3 Millionen Mark in einem Monat. Das ist aber auf das ganze Gebiet der Reichspostverwaltung verteilt durchaus kein hoher Betrag, denn, wie die amtlichen Zahlen der Postbehörde selbst ergeben, wurde schon im Jahre 1900 fast der gleiche Betrag, d. h. 79,102 Millionen Mark im Monatsdurchschnitt allein bei den drei sächsischen Oberpostdirektionen Dresden, Chemnitz, Leipzig auf Postanweisungen eingezahlt, während sich die Auszahlungen an denselben Stellen und zur gleichen Zeit auf monatlich gar 97,687 Millionen Mark im Durchschnitt stellten. Vergleicht man diese Zahlen mit den oben für den Postscheckverkehr angegebenen, so wird man nicht behaupten können, daß die zuletzt erwähnten sehr bedeutend seien.

Charakteristisch ist auch, daß zwei unsrer Haupthandelsplätze, Frankfurt a. M. und Hamburg, sich dem Postscheckverkehr gegenüber so zurückhaltend gezeigt haben und nur 1555 bzw. 1126 Konten aufweisen, wobei noch die ganzen Bremer Konteninhaber zum Scheckamt Hamburg gehören. Die Vorteile des Scheck- und Ueberweisungsverkehrs hat man gerade an diesen Plätzen seit langen Jahren erkannt und den Verkehr daher auch in geradezu erstaunlicher Weise ausgedehnt. Es müssen also ganz besondere Gründe sein, die diese auffällige Zurückhaltung veranlaßt haben. Die Gründe liegen vor allem darin, daß der Postscheckverkehr zu spät eingerichtet worden ist und den Vorsprung des Bankscheckverkehrs, der sich namentlich bei dem steilen Geldstand des vorigen Jahres noch besonders gehoben hat, nicht mehr einholen kann, sodann aber auch darin, daß unsre Reichspostverwaltung sich inständigst bemüht, alles zu tun, was das Publikum von der Beteiligung am Scheckverkehr abschrecken kann. Statt kaufmännischer Kulanz herrscht Bureaukratismus, und statt möglichster Einfachheit der Bestimmungen ein solcher Wirrwarr von Vorschriften, daß sich die Scheckämter selbst darin nicht einmal auskennen. Nur daraus ist es zu erklären, daß dasselbe Scheckamt für verschiedene Buchungen von gleicher Höhe verschieden hohe Gebühren berechnet, und daß ebenso verschieden hohe Gebühren angesetzt werden, je nachdem man die Zahlungen per Scheck oder per Zahlkarte leistet. Wozu überhaupt die verschiedenen Formulare? Wozu die Bestimmung, daß der Betrag einer Giropostkarte nicht 1000 Mk. übersteigen darf?

Im privaten Bankverkehr kann man bei Benutzung eines Postkartenschecks 1500 Mk. für 5 Pfennige überweisen, beim Postscheckverkehr kostet unter Umständen schon die Ueberweisung von 500 Mk. 90 Pfennig, ganz abgesehen von dem durch Uebersendung an das Scheckamt entstehenden Zeitverlust, der bei größeren Beträgen auch einen merklichen Zinsverlust in sich schließt. Es kommt noch hinzu, daß der Verkehr bei den Postscheckämtern sich sehr langsam und schwerfällig abwickelt. Uns ist ein Fall bekannt, wo ein Dresdner Bankhaus, das ein Schwesterinstitut in Leipzig hat, dorthin eine Ueberweisung von 1000 Mk. zu machen hatte. Um Zeit zu sparen, sandte es den betr. Postscheck direkt an das Schwesterinstitut und ließ ihn durch dieses dem Postscheckamt Leipzig zur Auszahlung vorlegen. Die Prüfung und Auszahlung der Scheckssumme erforderte, während sie bei den Banken in weniger als einer Viertelstunde erledigt ist, eine volle Stunde, und überdies erhielt der Kassenbote den Betrag auch noch in derartig kleinem Gelde (viel Nickel), daß er eine halbe Stunde mit dem Einrollen zu tun hatte. Es kann uns deshalb gar nicht wundern, daß verschiedene Großbanken in Dresden, wie wir aus sicherster Quelle wissen, bereits zum 1. April ihr Postscheckkonto eingehen lassen werden. Der Verlust gerade solcher Teilnehmer ist aber für die Postverwaltung um deswillen nicht besonders angenehm, weil diese naturgemäß auf ihrem Konto ein hohes Guthaben halten müssen und demgemäß der Post auch entsprechend großen Zinsgewinn zuführen.

„Wir stehen im Zeichen des Verkehrs!“ so schrieb einst Kaiser Wilhelm II. unter eine Photographie, die er dem damaligen Staatssekretär des Reichspostamts v. Stephan übersandte. Herr Kraetke, Stephans zweiter Nachfolger, scheint das Wort nach seiner eigenen Weise ergänzen zu wollen durch die inhaltschweren Worte: nach rückwärts! (Diese Ergänzung hätte den Vorteil, daß sie nicht nur auf das Postwesen paßte . . .) Der Staatssekretär vergißt aber dabei, daß er oder vielmehr sein Ressort es sein werden, die die Kosten dieser Rückwärtsentwicklung zu bezahlen haben werden, und daß eine Behörde, die einen Verkehr kaufmännischen Charakters und nach kaufmännischem Vorgang einrichtet, sich auch insofern das kommerzielle Leben zum Vorbild nehmen muß, als sie diesem Verkehr die Leichtigkeit und Elastizität gewährt, die speziell unser wirtschaftliches Leben trotz aller verkehrter Zollpolitik der Regierung auf die heutige Höhe erhoben haben.

Italien und das Marokko-Abkommen.

ik. **Rom**, 18. Februar.

Der Abschluß des deutsch-französischen Marokkoabkommens ist, wie überall, auch in Italien mit Genugtuung aufgenommen worden. Man hat dieses Ereignis und den, wie man wohl nicht mit Unrecht glaubt, mit ihm in Zusammenhang stehenden Besuch des Königs von England in Berlin in der hiesigen Presse als eine sehr gewichtige Friedensbürgschaft begrüßt. Aber so sehr man sich auch darüber freute oder wenigstens sich zu freuen vorgab, daß „die Wolken, die den europäischen Horizont verdunkelt hatten, sich zerstreuten“ und daß „die aufwärtssteigende Bewegung des Wirtschaftslebens in Italien keine Gefahr lief, durch internationale Verwicklungen gestört zu werden“, so war doch die Freude nicht ungetrübt und machte sich gleichzeitig eine gewisse Verstimmung bemerkbar, die namentlich in den oppositionellen und unabhängigen Organen offen zum Ausdruck gelangte. So schrieb gleich am Abend, als hier der Abschluß des Marokkoabkommens bekannt wurde, das Organ Sonninos, das „Giornale d'Italia“ wörtlich: „Der Friede hat gewonnen, aber wer bleibt heute in der Isolierung? Das ist die Frage, die sich heute jeder Italiener vorlegt. Diejenigen, welche, sich in einer phantastischen Kombination von Bündnis und Freundschaft wiegend, sich die beste Gelegenheit entgehen ließen, unsrer Aktion in der internationalen Politik eine sichere Basis zu geben, sind die wahren Verantwortlichen für die Isolierung Italiens. Jetzt hat unser Land keine Stimme mehr in dem Rat der Mächte. Es ist das etwas mehr als eine Isolierung, es ist eine Demütigung.“ Und ganz ähnlich schrieb die „Stampa“, nachdem sie zuerst ihrer Befriedigung über die Beilegung des deutsch-französischen Zwistes Ausdruck gegeben: „Aber keine Rose ohne Dornen. Und die Dornen sind, daß durch die Beendigung des deutsch-französischen Konflikts und das Nachlassen des englisch-deutschen Antagonismus logisch eine Verminderung der Bedeutung Italiens im heutigen europäischen Konzert folgt . . . Mit der deutsch-französischen Abmachung hat sich die früher für Italien so sehr günstige Sachlage völlig geändert . . . Die große Spannung zwischen Deutschland und Frankreich und die süß-sauren Beziehungen zwischen England und Deutschland hatten der Aktion Italiens ein ganz bedeutendes Gewicht gegeben. Die, welche unsre auswärtige Politik leiteten, haben das nicht zu benutzen gewußt. Jetzt ist es mit dieser für uns so überaus günstigen Sachlage zu Ende. Und das erste und beredte Anzeichen dieser veränderten Sachlage ist der bekannte „Temps“-Artikel (über Italien und Oesterreich) gewesen, der, man mag es wollen oder nicht, eine kalte Dusche für etwaige Begeisterungsaufwallungen Italiens war. Dieser Artikel, der bei seinem Erscheinen etwas Staunen erregte, weil man seine Opportunität nicht recht einsah, wird jetzt ganz klar. Die französische Regierung hatte virtuell ihre Abmachung mit Deutschland abgeschlossen; sie hatte also kein Interesse mehr an unsrer Unterstützung, die für sie in Algeciras so nützlich gewesen ist, und sie war daher nicht genötigt, sich für unsre Sache gegen Oesterreich zu erhitzen.“

Wir haben diese Pressestimmen so ausführlich wiedergegeben, weil sie nicht nur für die augenblicklich hier vorwiegende Stimmung bezeichnend sind, sondern, weil die betreffenden Auslassungen sich in der Hauptsache wenigstens mit dem wahren Sachverhalt decken. Die Italiener haben ganz richtig herausgefühlt, daß durch eine Annäherung Deutschlands an Frankreich einerseits und an England anderseits Italien als irgendwie maßgebender Faktor im europäischen Konzert so gut wie ausgeschaltet wird. Weder Deutschland braucht in diesem Falle mehr Italiens Beihilfe, um eventuell gegen Frankreich Front machen zu können, noch dieses hat ein Interesse, Italien zu sich herüber zu ziehen, um Deutschland zu schwächen. Wenn sich die Dinge auf internationalem Gebiet in der bisherigen Weise weiter entwickeln, droht Italien tatsächlich die Gefahr, für das europäische Gleichgewicht eine Quantité négligeable zu werden. Aber schließlich ist das seine eigne Schuld. Denn wer immer von einem Stuhl nach dem andern rückt, ohne sich entschließen zu können, einen definitiven Platz zu wählen, kann sich auch nicht darüber beklagen, wenn er am Ende in die fatale Situation dessen gerät, der sich zwischen zwei Stühle gesetzt hat!

Der Fürst von Monako.

Man schreibt uns aus Monte Carlo:

Fürst Albert empfing dieser Tage im Palais die Stadtverwaltung von Monako und hielt an dieselbe eine politische Ansprache. Da der Fürst von Monako bekanntlich in noch nicht weit zurückliegenden Tagen vielfach als „unser einziger Freund“ bezeichnet wurde, so hat diese Ansprache des Fürsten, die sich mit einer Art „Volksbewegung“ in seinem Reiche beschäftigt, ein gewisses psychologisches Interesse. Spiegelt sich doch darin eine patriarchalische Auffassung der Regierungsaufgaben, wie man sie zuweilen wohl auch noch in andern, größeren Staaten durchführen möchte. Fürst Albert sagte:

> Das Gesetz ist die erste Garantie der Ordnung und der Gerechtigkeit. Unser Land befindet sich augenblicklich in ganz besonderen Verhältnissen, denn neben den nationalen Interessen, welche sich um unsre Existenz drehen, handelt es sich auch um die Interessen einer großen Anzahl von Fremden, welche mit ihrem Vermögen sich bei uns niedergelassen haben im Vertrauen auf unsre Gerechtigkeit und Weisheit. Wir sind nur ein recht kleines Volk, die Tatsache aber, daß wir im Laufe der Jahrhunderte einen Wohlstand erworben haben, wie er in keinem andern Lande seinesgleichen findet, beweist, daß Eure Fürsten Euch keinen schlechten Weg geführt haben. Seien Sie versichert, daß ich es nie an Vorsicht fehlen lassen werde und vernehmen Sie ein für alle Male die Gefühle, von denen ich mich bei meiner Regierung leiten lasse.
>
> Vertrauend auf die Hingebung aller echten Monegasken will ich, daß meine Untertanen lernen, sich mit ihren Angelegenheiten selbst zu beschäftigen. Die Intensivität unsrer modernen Existenz verlangt, daß jeder sein Scherflein zur Verteidigung der gemeinsamen Interessen beiträgt. Deshalb will ich mich auch hin und wieder mit den Mitgliedern der kommunalen Kommission aussprechen, ganz ebenso wie man dies im Schoße einer

Rund um den Kreuzturm.

Es ist kein Zweifel! Lieschen und Lottchen und Frida und Martha, die kleine pummlige Helene und selbst Johanna, die Jungfrau von Striesen, sie alle haben sich in dieser Woche ein wenig gefürchtet.

Heute werden sie es natürlich leugnen. Aber ich bin so ungalant, zu behaupten, daß es dennoch so ist, daß es sie alle recht tüchtig gegruselt hat.

Meine Nichte Johanna hat es mir sogar selber eingestanden. Ich traf sie am Mittwoch nach 8 Uhr abends auf dem Pirnaischen Platze, den sie gewöhnlich passiert, wenn sie vom Geschäft zu Fuß nach der in Striesen gelegenen elterlichen Wohnung heimgeht.

Die tapfere Johanna war nicht allein!!

An ihrer linken Seite schritt ein mir gänzlich unbekannter junger Mann in dunklem Winterüberzieher. Er trug einen recht lebhaften blonden Bart und einen Klemmer, an dem die Schneeflocken sich lustig schoben. Seine Größe schätzte ich auf 1,87. Johanna hat 1,85. Er wirkte wie ein halbblindes Veilchen neben ihr. Johanna schritt großzügig wie Diana.

Ich sah beim Anblick dieses Aufzugs wohl etwas verwundert drein. Johanna grüßte mich ganz unbefangen. Ich glaube (sehen konnt' ich's bei dem Schneegestöber nicht), nicht einmal rot geworden ist sie.

Am andern Tage holte ich sie ab. Man muß als Onkel doch ein wenig über seine Nichten wachen.

Sie schien nicht im geringsten erstaunt, mich zu sehen; sie hatte mich wohl gar erwartet. Der blonde Klemmer ließ sich nirgends blicken.

Unterwegs begann ich mein Inquisitorium.

„Wer jener junge Mann denn wäre, fragte ich.

„Welcher?“

„Nun der, mit dem ich dich gestern abend sah.“

„Ach der? Das ist — Herr Meyer!“

„So, Herr Meyer? — Was für ein Meyer?“

„Hm! Er ist Reisender, in Butter glaube ich.“

„So, Reisender in Butter! Darum ist er auch so blond. Wie aber“ — fuhr ich mit strenger Miene fort — „kommst du dazu, dich von einem Reisenden in Butter abends nach Hause begleiten zu lassen?“

„Ja“, sagte die tapfere Riesin schüchtern, „man fürchtet sich doch jetzt allein — der greuliche Messerstecher in Berlin —“

Hier mußte ich denn doch trotz meiner Onkelwürde lachen: „So, also der Messerstecher!“

„Ja“, fuhr sie fort, „ich habe Herrn Meyer sonst noch nie erlaubt, mich zu begleiten, aber jetzt, man weiß doch gar nicht, was einem alles passieren kann.“

Das war ja eine schöne Logik. Herr Meyer aber war offenbar ein schlauer Fuchs, der die Konjunktur nicht nur in Butter nutzte.

Ich schickte mich sofort an, meiner Nichte den Nachweis zu liefern, daß diese Furcht im höchsten Grade töricht sei.

„Der oder die Messerstecher sind doch weit weg von unsrer Gott sei Dank so sicheren, friedlichen Residenz“, sagte ich in väterlich beruhigendem Tone.

„Gewiß“, gab Johanna zu, „aber er kann doch auch nach Dresden kommen.“

„Er kann, kann“, entgegnete ich ärgerlich, „es kann dir auch ein Ziegel auf den Kopf fallen, dein Nachbar in der Straßenbahn kann plötzlich tobsüchtig werden und dich totschießen, vorausgesetzt, daß er gerade einen Revolver bei sich hat; es kann dir alles mögliche passieren, und du dürftest, wenn du an alle diese Möglichkeiten denkst, dich überhaupt nicht mehr auf die Straße wagen.“

Sie lächelte darauf nur ein beleidigend mitleidiges Lächeln.

„Das ist natürlich etwas ganz andres“, sagte sie, „so kindisch bin ich nicht. Aber ein Messerstecher! Und so, wie man's von dem gelesen hat — da soll man sich nicht fürchten?“

Ich sah's ihr an, es gruselte sie ordentlich.

Nicht um die Welt hätte ich das sonst ganz tapfere Nichtchen an diesem Abend davon überzeugen können, daß ihre Furcht töricht war. Auf alle Vorstellungen antwortete sie nur immer: „Es kann doch sein: er (der Messerstecher) kann doch von Berlin hierher geflüchtet sein, wie viele andre Verbrecher —“

„Die von der Dresdner Polizei dann immer prompt gefaßt werden“, warf ich ein.

„Ach, die Polizei!“ sagte sie nur und zuckte mit den Schultern, so wie es nur eine junge Dame von Zwanzig kann. — Ich muß gestehen, die Polizei hat jetzt in der Reichshauptstadt wirklich einen schweren Stand, ihr Renommee beim weiblichen Geschlecht zu wahren.

„Uebrigens braucht er gar nicht von Berlin zu kommen“, fuhr meine tapfere Nichte fort, „es kann doch auch hier einer auftreten. Sie schreiben doch in der Zeitung, es sei eine Epidemie.“

Hast du, verehrter Leser, vielleicht schon einmal mit einem dir teuren weiblichen Wesen, mit deiner Gattin, Braut, Schwester oder Schwiegermutter einen Disput gehabt, bei dem die werte Partnerin das inhaltsreiche Wörtchen „kann“ verwendet hat?

Dann wirst du mir ohne weiteres beistimmen, wenn ich sage, daß in diesem Falle alle Künste der Ueberredung nutzlos sind. Wenn das liebe Wesen zu dir sagt: Es kann das und das geschehen, es kann beispielsweise der Mond auf die Erde fallen, kannst du dann mit all deinen Gründen aus dem Arsenal der Logik der Streiterin vielleicht beweisen, daß „es nicht kann“? Du kannst es nicht, und darum ist seit Adams Zeiten der Mann im Zungenstreit der Eva gegenüber machtlos.

Wie meiner tapferen Nichte Johanna, ist es in diesen Tagen ohne Zweifel so mancher andern Dame der Residenz ergangen. Wir haben auch hier eine kleine harmlose Epidemie gehabt; eine Epidemie des Gruselns, die auf eine Art geistiger Ansteckung zurückzuführen ist.

Daß die Berlinerinnen sich, allen Schönheitsregeln trotzend, zurzeit mit Dovepanzern aus Blech oder Leder gürten, wie einst die streitbaren Amazonen Penthesileas, das ist schließlich begreiflich. Für uns in Dresden aber liegt zu solchen Rüstungen bisher gottlob nicht der geringste Grund vor.

Wir wissen ja noch nicht mit Sicherheit, mit was für einem entarteten Typus der Gattung Mensch wir es bei diesen Untaten zu tun haben. Die Wahrscheinlichkeit spricht vorläufig dafür, daß es eines jener sadistisch veranlagten Individuen ist, die in der blutigen Verletzung weiblicher Personen ihre sinnliche Befriedigung finden. Die Geschichte weist eine glücklicherweise nicht allzu große Anzahl von Beispielen dafür auf, von dem berüchtigten Wüstling Marquis de Sade an, der dieser Entartung menschlicher Triebe seinen Namen gab — er wurde von Napoleon ins Irrenhaus gesteckt —, bis zu dem Londoner Frauenmörder Jack the Ripper, dem Aufschlitzer, der bis heute noch nicht mit Sicherheit entdeckt ist. Unter dem Verdacht, die damaligen gräßlichen Verbrechen in Whitechapel verübt zu haben, wurde zwar ein wahnsinniger Professor der Medizin ins Irrenhaus gebracht, wo er, wie eine französische Zeitung kürzlich berichtete, im letzten Jahre gestorben ist. Ob jener Irrsinnige aber überhaupt an den Morden beteiligt war, und wenn überhaupt, ob er allein, das ist, wie gesagt, nicht nachzuweisen.

Eine förmliche Epidemie des Messerstechens, ganz ähnlich der heutigen Berliner, erlebten unsre Vorfahren am Anfange des vorigen Jahrhunderts. Es liegt darüber sogar ein interessantes literarisches Dokument vor: Die Witwe Schillers, Charlotte, schreibt nämlich aus Weimar am 19. März 1820 an Knebel: „Varnhagen v. Ense schreibt mir: Unter den Seltsamkeiten, die bisweilen wie Seuchen über ganze Städte und weite Länderstrecken sich ausbreiten, kam in Paris 1820 oder vielleicht schon Ende 1819 der schändliche Mutwill auf, daß Leute, die man nach ihrem Treiben Piqueurs nannte, abends auf den Straßen, besonders auf den Boulevards und im Palais Royal alle Frauenzimmer mit spitzigen Werkzeugen, die sie teils in der Hand verbargen, teils in Stöcken oder Schirmen angebracht hatten, zu stechen beliebten. Am liebsten in die Hinterteile, die Schenkel usw., meist nur leicht, aber immer blutig und oft schwer und gefährlich. Alle Frauen, vornehm oder gering, alt und jung, waren dem ausgesetzt, niemals erstreckte sich der Unfug auf die Männer. Dies dauerte in Paris mehrere Wochen, und die Täter blieben stets unentdeckt. Dann hörte die Sache wieder von selbst auf. In London war es bei schwachen Versuchen geblieben, so auch in Brüssel. In Deutschland lieferten, so viel ich mich erinnere, nur Hamburg und München einige Beispiele, die schnell vorübergingen.“ Charlotte v. Schiller fügt hinzu: „Daß auch in Bayern die Piqueurs ihr Wesen treiben, erschreckt mich. Es ist ein so gewalttätiges Streben, andern Schmerzen zu machen und so viel Tücke dabei.“

Indem ich dieses Zeugnis aus klassischer Zeit anführe, muß ich unsern Damen sogar meine vorigen zur Beruhigung gemachten Ausführungen in etwas abbitten. Wir haben hier nämlich ein geradezu schulmäßiges Beispiel der Ansteckung und epidemischen Ausbreitung derartiger Perversitäten vor uns, einer Ansteckung, die nicht immer auf den lokalen Herd beschränkt bleibt.

Trotzdem ist, wie gesagt, kein Grund zu den auch hier in Dresden aufgetretenen Besorgnissen vorhanden und es ist bedauerlich, wenn überängstliche, nervöse Frauen, wie es tatsächlich auch hier schon geschehen ist, sich als die Opfer eines derartigen Ueberfalles hinstellen. Es ist das geradezu ein Beispiel geistiger Ansteckung, wie sie durch eine lebhafte Phantasie besonders leicht bei psychisch wenig widerstandsfähigen hysterischen Personen verursacht wird. Irgendein tatsächliches Moment liegt diesen Phantasien glücklicherweise bisher nicht zugrunde.

Dagegen wäre es im höchsten Grade erwünscht, wenn es der Polizei Berlins gelänge, den oder die Täter sobald als möglich festzusetzen. Und weiter

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1909022102/1